

Monteverdi als Kirchenmusiker

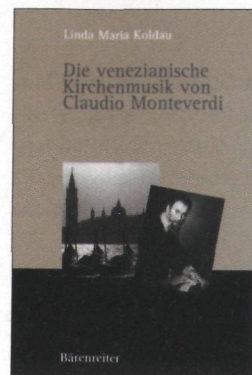
Linda Maria Koldau möchte in ihrer Dissertation nachweisen, dass Claudio Monteverdis musikalische Leistungen und Errungenschaften nicht nur vorrangig in seinen weltlichen Kompositionen zu finden sind. Dem Vorurteil, dass Monteverdi in seiner Anstellung an San Marco vorwiegend „Gebrauchsmusik“ fabriziert habe, setzt sie entgegen, dass seine späte geistliche Musik gerade auch hinsichtlich der kompositorischen Qualität von einer „ungeteilten Sprache“ zeuge. Den gleichen szenisch-dramatisch orientierten Experimentiergeist, durch den die beiden letzten Madrigalbücher geprägt sind, weist sie auch in den hier untersuchten geistlichen Werken nach.

Die Autorin, die sich jüngst schon als Editorin von Giovanni Rovettas op. 4 (Messa, e salmi concertati, 1639) hervorgetan hat, nähert sich dem „geistlichen Monteverdi“ recht umfassend: Als Verständnisgrundlage dient ihr eine Nachzeichnung der venezianischen Gesellschaftsordnung mit besonderem Blick auf ihre alltägliche Glaubenspraxis und eine Darstellung der Rolle von Musik in den städtischen Institutionen, neben San Marco vor allem die zahlreichen „scuole“.

Nicht nur der Blick auf seine Biographie legt nahe, dass ihm geistliche Musik ein selbstverständlicher und allgegenwärtiger Lebensbestandteil war, auch seine Briefe sollen dies bestätigen: Die von Koldau gewählten Texte allerdings verhandeln vor allem die Lukrativität des Postens an San Marco und einen Fall, in dem der Komponist den Auftraggeber Vincenzo Gonzaga aufgrund seiner Überlastung als Kapellmeister immer wieder um Aufschub für die Komposition „Andromeda“ bittet. Koldau widerlegt Monteverdi mit dem Verweis auf seinen zeitgleichen Arbeitseifer für den Herzog von Parma.

Ein eigentlich heikler Punkt für die Argumentation ist die quantitative Asymmetrie in der Überlieferung seiner Werke, die stark zu Ungunsten der geistlichen Musik ausfällt. Nicht mehr als zwei Sammlungen, die „Selva morale e spirituale“ (1641) und die posthum von Alessandro Vincenti veröffentlichten „Messa e salmi“ (1650) sind ausschließlich von seiner Urheberschaft. Gerade aber der enzyklopädische Charakter der „Selva morale“ belegt für Linda Maria Koldau Monteverdis virtuosens Zugriff auf das gesamte formale Repertoire der geistlichen Musik seiner Zeit, was aber letztlich keine Antwort auf seinen mangelnden Veröffentlichungseifer ist.

Im sehr gründlichen und an Notenbeispielen reichen systematischen Teil ihrer



Arbeit verfestigt sie anhand dreizehn einzelner Werke ihr Argument und präsentiert die Hauptelemente der musikalischen Sprache Monteverdis eben auch in den vorliegenden Kompositionen. Lohnend hier auch immer wieder die Auseinandersetzung mit der Textgrundlage samt ihrer Rezeption durch Monteverdi, bei dem Kenntnis der Psalmexegese Augustins und Cassiodors vorausgesetzt wird.

Ein sehr interessanter Abschluss gelingt der Autorin mit einem Kapitel, in dem die Arbeit Monteverdis mit der seiner jüngeren Kollegen verglichen und sein Einfluss auf die Entstehung des „Concertato“-Stils herausgearbeitet wird. Hier zeigt sich, dass viele der Neuerungen Monteverdis zwar aufgegriffen wurden, vieles jedoch in gemäßigter bzw. unter dem neuen Ideal der „dulcedo“ uminterpretierter Form. Durchgängig aber beobachtet Koldau die sich fortsetzende Tendenz zum „Instrumentalen“. Monteverdi bleibt zurück als Komponist, dessen musikalische Sprache alle nachfolgenden Tendenzen bereits enthält, diese aber unter dem „Primat des Textausdrucks“ integriert.

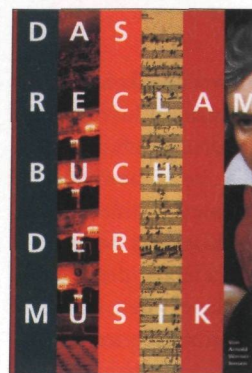
Insgesamt ist der Verfasserin eine vor allem in ihrer enormen Materialfülle und dem editorisch wertvollen Anhang (zahlreiche Spartierungen) sehr überzeugende Arbeit gelungen, deren gelegentliche argumentative Schwierigkeiten nur bedingt am Gesamtzusammenhang rütteln können. Einige editorische Fehler lassen allerdings eine weitere Auflage wünschenswert erscheinen.

Erwin Hösi

Linda Maria Koldau, Die venezianische Kirchenmusik von Claudio Monteverdi. Bärenreiter, Kassel 2001, 590 S., Euro 49,90

Ein altes Prinzip taufrisch

In eine Marktlücke tappt dieser neue Band sicher nicht. Kompakte Handbücher zur Musikgeschichte gibt es in beinahe allen Preis- und Ausstattungsklassen. Dennoch hat



sich Arnold Werner-Jensens „Reclam Buch der Musik“ in diesem engen Segment Bestnoten verdient – nicht zuletzt dank einer klaren und doch kunstvollen Aufmachung.

Im Vorwort wird die Flagge des Exemplarischen hochgehalten. Das ist verständlich. Wer täte das nicht, wollte man die Musikgeschichte von ihren Anfängen bis zur Gegenwart mit den wichtigsten Fakten und Personen auf rund 500 Seiten zusammenfassen? Dieses „altbewährte Prinzip“ dient also auch hier „als Leitschnur“. Es ist ja auch praktisch; gewährt es doch nicht nur größere Übersichtbarkeit, sondern schützt auch vor Nörgelei. Da kann halt keiner kommen und Fehlendes anmahnen.

Wer nun den Rückgriff auf ein solch „altbewährtes Prinzip“ zugleich als altbackene Methode versteht, sollte vorsichtig sein. Denn Arnold Werner-Jensen gelingt es in seinem „Reclam Buch der Musik“, dieses Vorgehen mit einem Maximum an Transparenz und Gehalt zu verbinden. Alle wichtigen thematischen Stationen werden auf je einer Doppelseite vorgestellt. Ausnahmen je nach Bedeutung, denn für Hochkaräter wie Bach reicht das natürlich nicht. Doch vor allem die illustrierenden Randtexte und die exquisit ausgewählten Bilder gilt es positiv herauszustellen. Dies ist der Ort der Vernetzungen: Um sich im Fließtext nicht lange mit Details aufzuhalten, bieten knappe, präzise Aufstellungen mit den wichtigsten Lebensdaten der Komponisten hinreichend Orientierung. Auch die ausgewählten Zitate – Selbstkommentare oder Urteile namhafter Musikwissenschaftler – vertiefen die jeweilige Thematik. Eines der größten Verdienste des Buches liegt in der Verzahnung der Künste, etwa wenn ein Gemäldeausschnitt von Hans Memling das Kapitel „Holz- und Blasinstrumente“ des Mittelalters entsprechend illustriert; oder wenn der Abschnitt über Violinsonaten im 19. Jahrhundert um eine umsichtig ausgewählte Passage aus Tolstois „Kreuzersonate“ ergänzt wird. Was im Haupttext nicht gesagt wird bzw. werden kann, wird auf diese Weise anspruchsvoll ergänzt.

Auch die Vielfalt der angesprochenen Themen vermag, angesichts des zur Verfügung stehenden Platzes, rundum zu über-

zeugen. Die Erfindung des Notendrucks findet ebenso Berücksichtigung wie die Grundsatzfrage nach den Definitionsmöglichkeiten von Epochen. Auch den Entwicklungsstadien der Gattungen und des Instrumentenbaus wird auf prägnante Weise Rechnung getragen. Kapitel zur Populärmusik sowie zur Musik in anderen Kulturen runden den Band ab. Dazu gibt es ein leider recht kurz gehaltenes Literaturverzeichnis sowie ein Personenregister.

An wen nun richtet sich dieses Buch? Laut Autor an den „suchenden Fachmann wie an den umfassend interessierten Laien; auch kann es Studierende bei der Examensvorbereitung unterstützen.“ So weit, so gut. Doch darüber hinaus lädt das Buch auch einfach nur ein zum Blättern, zum Schmökern, zum Lustsaugen an den historischen Zitzen der Musik; daneben animiert es zum interdisziplinären Denken und macht die Türe zu weiterführenden Diskursen weit auf. Aufgrund der hochwertigen Ausstattung (fester Einband, hohe Papier- und Bildqualität etc.) ist der relativ hohe Preis vertretbar.

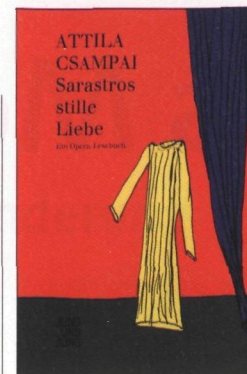
Christoph Vratz

Arnold Werner-Jensen: Das Reclam Buch der Musik. Unter Mitarbeit von Franz Josef Ratte und Manfred Ernst. Reclam, Stuttgart 2001, 512 Seiten, Euro 49,90

Pure Leidenschaft

Ich darf nur von einer opera reden hören“, schrieb Mozart einmal an seinen Vater, „ich darf nur im theater seyn, stimmen hören – o, so bin ich schon ganz ausser mir.“ Es ist bestimmt nicht immer leicht, diese Faszination für die Oper heute noch mit jenen kindlich staunenden Augen zu teilen, mit denen Mozart es noch konnte. Sind nicht „Fidelio“, „Freischütz“ und „Carmen“ ebenso hinlänglich bekannt wie die zentralen Werke Puccinis, Verdis und Mozarts selbst?

Man sollte bereit sein, ihre althergebrachten Interpretationsmuster zumindest einmal zu überdenken, wenn man dieses „Opern-Lesebuch“ zur Hand nimmt. In seinen insgesamt 20 Aufsätzen zu Meisterwerken der Opernliteratur findet der Musikjournalist Attila Csampai stets wohlthuend unorthodoxe Zugangsweisen jenseits üblicher Klischees. Deshalb kommt es auch für den passionierten Opern-Fan immer wieder zu Aha-Erlebnissen: Webers „Freischütz“ wird zur Parabel für Prüfungsangst, Max zu



einem Vorgänger von Dr. Jekyll und Batman. Der Hohepriester Sarastro hingegen wird als „Sklavenhalter und Despot“ entlarvt. Verdis „Traviata“ findet ihre realen Nachfolgerinnen in Marilyn Monroe, Brigitte Bardot und Nastassja Kinski.

Was aber bezweckt der Autor mit diesen wagemutigen Vergleichen? Und vor allem: Wie begründet er sie? In den alten Partituren finden sich die zentralen Problemstellungen der Menschen, auch heute noch. Das ist die Grundaussage Csampais. Sein Buch ist ein flammendes Plädoyer für die Gegenwärtigkeit der Oper. Das hängt auch damit zusammen, wie er mit den untersuchten Werken umgeht. Egal ob „Tosca“ und „Der fliegende Holländer“ liebevoll zerlegt werden oder ob er Verdis „Don Carlos“, „Otello“ und „Simon Boccanegra“ unter die Lupe nimmt – immer spürt man die pure Leidenschaft, die Csampai für diese Opern hegt. Dennoch: Seine oftmals frappierenden Analysen basieren auf nachweisbaren Fakten wie den Briefen der Komponisten, übersehenen Begebenheiten der Entstehungsgeschichte oder verborgenen Details, die ein hellwacher Blick ins betreffende Libretto zum Vorschein bringt.

Doch die Textbücher werden stets auch in Kombination mit ihren Partituren untersucht. Gerade im Kapitel zu Mozart, dem Herzstück des Buches, führt das zu messerscharfen Schlussfolgerungen. Sie entwerfen spannende Beziehungsgeflechte zwischen den Protagonisten, entwirren ihre komplexen Verhaltensmuster. Das alles lässt sich dann anhand der beigefügten Diskographie auch hörend nachvollziehen. Dass Csampai sie „Meine Lieblingsaufnahmen“ übertitelt, zeigt einmal mehr: Trotz glasklarer Verdarselung hat der Autor das schwärmerische Faible für die Oper nicht verloren. Und das spürt man auch in jedem seiner Aufsätze.

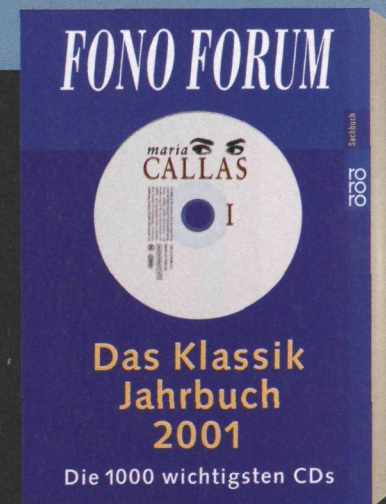
Oliver Wazola

Attila Csampai: Sarastro's stille Liebe. Ein Opern-Lesebuch. Verlag Jung und Jung, Salzburg/Wien 2001, 336 Seiten, Euro 22,-

Der erste deutsche Taschenbuchverlag. www.rororo.de

Alle unvergesslichen Hörerlebnisse des Jahres 2001:

Die Fono-Forum-Rezensionen in einem Band



61360/€ 12,90 (D)/DM 25,23/sFr. 23,30

Fast 4000 Klassik-CDs strömen jedes Jahr neu auf den Markt. Diese Flut überfordert jeden Musikliebhaber. Damit noch Zeit fürs Musikhören bleibt: eine kompetente Auswahl der 1000 wichtigsten CDs, handlich in einem Band, übersichtlich nach Genres und Komponisten geordnet.